31

Illustrirtes Sonntagsblatt

1896

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Flittergold.

Roman frei nach dem Italienischen. Von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Der Abend kam heran. Florenza verfügte sich mit heftig klopfendem Herzen in das Theater, zwischen die Coulissen. Es war noch dunkel auf der Bühne. Draußen im Zuschauerraume lärmte das Publikum schon im Parterre und auf der Galerie.

Salviani kam zu Florenza und drückte ihm die Hand. Er hatte sichtlich eine Wolke auf der Stirne und eine Last auf dem Herzen.

Der junge Dichter bemerkte es und that eine ängstliche Frage.

„Es wird nichts sein!“ murmelte Salviani zögernd. „Ich hörte nur sagen, daß Du viele Gegner hast, daß die Freunde der französischen Komödien keinen italienischen Theaterdichter aufkommen lassen wollen. Sei aber ganz ruhig. Ich glaube an Deinen Sieg.“

Florenza schüttelte traurig den Kopf.

„Und ich ahne eine Niederlage!“ erwiderte er. „Wie begeistert, wie stolz und freudig fühlen wir uns, wenn wir die Schöpfungen unserer Phantasie zu Papier bringen und wie werden wir klein und mutlos, wenn es sich darum handelt, dieselben der Oeffentlichkeit auszusetzen.“

Schweigend drückte Salviani dem Freunde die Hand und verfügte sich in den Zuschauerraum. Er dachte daran, wie bald er selber vor dem Urteil des Theaterpublikums zu zittern haben würde.

Florenza beobachtete durch einen Spalt des Bühnenvorhanges das Publikum. Die Lampen wurden eben angezündet und in den Logen fanden sich einige verfrühte Zuschauer aus den Provinzen ein. Nach und nach füllte sich aber der ganze Raum mit einem eleganten und sichtlich gespannten Publikum. Die Schauspieler erschienen in ihren Kostümen auf der Bühne, die nötigen Anordnungen für die erste Scene wurden getroffen. Florenza mußte sich hinter die Coulissen zurückziehen.

„Ich bin meiner heutigen Rolle durchaus nicht sicher, ich habe sie zu rasch lernen müssen!“ hörte er hier den Titelhelden des Stückes sagen.

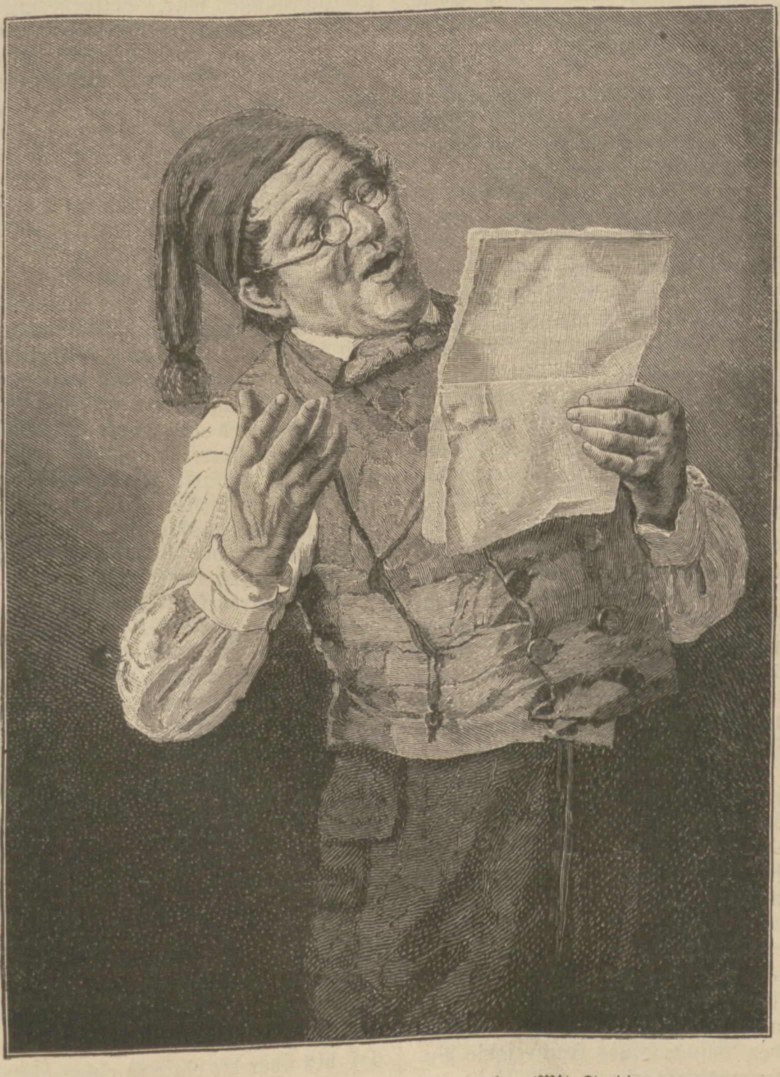
Und die erste Liebhaberin fügte zu seinem tiefsten Entsetzen hinzu: „Und ich konnte mich in meine Rolle durchaus nicht hineinleben. Sie ist mir zu sentimental. Ich übernahm sie nur aus Gefälligkeit für den Impresario, weil die Ravelli krank ist. Ich fürchte, es wird uns allen heute nicht gut gehen. Und dem armen Florenza am schlimmsten. Die Zeitungsschreiber sind zum voraus überzeugt, daß sein Stück schlecht sein muß, weil er sie nicht bezahlt hat und —“

Florenza, der unbeachtet im Schatten eines gemalten Baumes stand, mochte nichts mehr hören. Von der Unheilsprophezeihung gegeißelt, eilte er auf die andere Seite der Bühne.

Dabei ließ er außer acht, daß der Vorhang eben in die Höhe gezogen worden war, daß das Publikum somit seine Flucht beobachten konnte. Sein Erscheinen wurde mit einer Lachsalve begrüßt.

„O, der Dichter kommt schon, ehe wir ihn herausgerufen haben!“ schrie eine höhnische Stimme aus dem Parterre.

Florenza meinte die Stimme eines Schauspielers zu erkennen, der in dem Stücke hätte mitwirken sollen, während der Proben aber protestiert worden war. Verwirrt flüchtete er in die Garderobe des ersten Liebhabers, der sich auf der Bühne draußen befand. Hier sank er auf das schmale Ledersofa und lauschte dem Pochen seines gequälten, aufgeregten Herzens.



Der Natursänger. Von J. Löwitch. (Mit Text.)

Plötzlich horchte er hoch auf. War das nicht ein lebhaftes Händeklatschen, welches von draußen hereinklang? — Atemlos stürzte er auf die Bühne zurück.

„Man applaudiert?“ fragte er, von einer süßen, berauschenden Hoffnung erfüllt, den Registrator, der an einer Coulisse lehnte.

„O, das hat nichts zu bedeuten!“ lautete die beinahe mürrische Antwort. „Das ist nur der Beifall, mit dem sich die erste Liebhaberin jeden Abend von ihren Verehrern empfangen läßt!“

Und Florenza sollte sich nur zu bald überzeugen, daß dieser erste Applaus wirklich nichts zu bedeuten hatte. Die Schauspielerin gefiel nicht in ihrer neuen Rolle, ihr Organ klang zu hart und tragisch gefärbt für dieselbe, ihre Bewegungen erschienen zu gezwungen und in ihrem Munde erschien dem atemlos lauschenden Dichter seine eigene Sprache geziert und unnatürlich. Ein eisiges Schweigen des Publikums folgte ihrem Abgange. Und damit gab sie ihre Rolle verloren — mechanisch wiederholte sie in den ferneren Auftritten die eingelernten Worte. Sie gefiel nicht in dem neuen Stück, also hielt sie es für klug und notwendig, das Ihrige zu dessen vollständigem Schiffbruch beizutragen. Dazu kam noch, daß der Titelheld seiner Rolle wirklich nicht mächtig war und ängstlich den Einflüsterungen

des Souffleurs lauschte, ohne überhaupt an den Charakter der Persönlichkeit zu denken, die er darzustellen hatte.

Auch die Mängel des „Bühnenanfängers“ mußten in dem neuen Stücke selbst von den Freunden des jungen Dichters zugegeben werden. Die Sprache war edel, glühend und würdig zugleich, doch fehlte den Situationen häufig das Spannende und dramatisch Anschauliche, das Hauptelement der Bühneneffekte. Das Publikum schwieg zuerst, dann machte es seiner Langweile durch unaufmerksames Plaudern und Lachen und endlich durch ein sonores Zischen und Pfeifen Luft.

Nach dem Schlusse des dritten Aktes blickte Florenza wieder durch das Loch des Vorhanges hinaus. Es gewährte ihm eine seltsame und schmerzhafte Befriedigung in den Mienen der Zuschauer die Verurteilung seiner Arbeit, die Zerstörung seiner schönsten Hoffnungen zu lesen. Plötzlich zuckte er heftig zusammen. Er hatte Marianina in einer Loge entdeckt. Gleichgültig hielt sie ihre Lorgnette vor die Augen und grüßte ihre Bekannten auf den Sperrsitzen und in den übrigen Logen. Von Zeit zu Zeit tauschte sie eine flüchtige Bemerkung mit ihrem gähnenden, sichtlich gelangweilten Vater aus. Sie war also doch da, trotz ihres Versprechens, seine Beklemmung nicht durch ihre Anwesenheit noch zu vermehren. Und sie weihte ihm kein flüchtiges Bedauern, keine mitleidige Wallung ihres Herzens, trotzdem sie wußte, daß ihr Vater sie nie und nimmer an den verhöhnten „ausgepfiffenen Bühnendichter“ hingeben würde. Und wie harmlos scherzte und lachte sie nun mit dem jungen Manne, der zu ihr in die Loge trat. Florenza meinte von jenen beiden sein Stück bespötteln zu hören. Und er hatte an Marianinas Liebe glauben können.

Schmerzhaft drückte er seine glühende Stirne an die kühlende Leinwand des Vorhanges.

Da legte sich sanft eine Hand auf seine Schulter. Es war die treue Freundeshand Salvianis.

„Komm mit mir nach Hause, Florenza. Sei ein Mann. Die größten Dichter haben sich den demütigenden Launen des Publikums fügen müssen. Und glauben wir, die Unparteiischen wissen, daß Dein Stück an der mangelhaften Darstellung zu Grunde geht!“

„Ich danke Dir, Du echter, Du mein einziger Freund!“ erwiderte Florenza dumpf. „Doch ich will bleiben und den Becher der Bitterkeit und Enttäuschung bis auf den Grund leeren. Ich habe meine ganze Seele in dieses Stück gelegt und meine Seele geht damit unter. Was von mir übrig bleibt, ist nicht der Florenza von früher mehr, sondern ein armer, verlorener Mann, dem man das Herz aus der Brust gerissen hat!“

Treu hielt Salviani nun auf der Bühne neben dem todbleichen, wankenden Freunde aus. Mit tiefem Schmerz und Mitleid führte er ihn nach Beendigung der unglückseligen Vorstellung nach Hause. Er mußte ihm gleich einem Kinde beim Auskleiden helfen.

Von Erschöpfung überwältigt, legte sich auch Salviani bald zu Bette und verfiel in den lethargischen Schlummer, der einer starken, seelischen Erregung zu folgen pflegt.

Als er spät am nächsten Morgen erwachte, war sein Freund Florenza aus dem Zimmer verschwunden. Auf dem Tische aber lag ein Zettel mit folgendem Inhalte: „Ich entfliehe meiner Schmach, dem Hohn meiner Feinde, dem Mitleid meiner Freunde. Wohin? das kann ich Dir erst später mitteilen — denn jetzt, jetzt weiß ich es selber noch nicht. Ich vermag Dir nur das eine zu sagen, daß Du der einzige von allen Menschen bist, den ich nicht hasse aus tiefstem Herzensgrunde. Tausend Dank und ein Lebewohl, vielleicht für immer von Deinem Freunde Rudolfo Florenza.“

8.

Die Sorge für Luciano half dem trauernden Salviani über den Verlust seines Freundes Florenza hinweg. — Garofolo hatte noch immer kein Geld an seinen Sohn geschickt; er mochte Salviani wohl daraufhin kennen, daß derselbe den Knaben nicht verhungern lassen würde. In der That handelte der junge Mann gleich einem zärtlichen Bruder an dem armen, verlassenen Kinde, welches seine Fürsorge mit stiller, aber um so innigerer Dankbarkeit und Verehrung belohnte.

Das war aber auch der furchtsame, scheue, halbblöde Luciano nicht mehr, der sich ebensoviel Prügel in den Musiklektionen verdient hatte, als er Noten spielte. Seit jenem Abend in der Skala entwickelte sich sein Talent zugleich mit seinem Geiste von Tag zu Tag in überraschender Weise. Schon jetzt vermochte er durch die Töne seiner Violine zu rühren und zu erschüttern. Ihm mangelte nur ein gründlicher Unterricht, die Leitung eines erfahrenen Lehrers auf den schwierigen Pfaden seiner Kunst. Und dafür vermochte Salviani trotz seines besten Willens nicht zu sorgen, da er für seine eigene Ausbildung schwere Geldopfer bringen mußte. Er konnte nichts weiter, als Luciano vor dem Hunger schützen und immer wieder an Garofolo schreiben, daß er sich seines Sohnes mit einer Geldunterstützung erinnern möge.

Eines Tages erhielt Salviani den Besuch seines Impresario Boracchi. Derselbe brachte einen Engagementsantrag nach Codogno.

„Die Stadt ist zwar klein!“ sagte er. „Doch das wäre nur für die erste Erprobung Deines Talentes, eine Art Examen, wie weit Du schon in die Geheimnisse Deiner Kunst eingedrungen bist. Du wirst natürlich unter einem anderen Namen singen, da ich Dich sogleich nach der Saison in Codogno an irgend ein großes Theater zu bringen gedenke. Bei Deinen Mitteln und wenn Du Mut und guten Willen hast, hoffe ich Dich bald zu einem berühmten Tenoristen zu machen!“

„Und wann soll mein Debüt stattfinden, Herr Boracchi?“

„Heute über vierzehn Tagen, als Tamas in der Oper „Gemma di Vergy“ von Donizetti. Die Partie liegt Dir ausgezeichnet, wie mir Dein Gesangslehrer sagt!“

„So bald schon —!“ murmelte Salviani befangen.

„Ja, mein Junge, ich bin der Mann des raschen Handelns. Und ich bin der Meinung, daß ihr Sänger nur auf der Bühne eure Ausbildung vollenden könnt. Mache Dich also reisefertig. Uebermorgen wirst Du mit der ganzen Kompagnie nach Codogno abreisen. Und am nächsten Sonntag muß schon die erste Probe der Oper gemacht werden, damit wir bald mit den Aufführungen beginnen können!“

Salviani fühlte sich in ein Labyrinth der wechselvollsten Empfindungen verstrickt, nachdem Boracchi wieder Abschied genommen hatte. Angst, Begeisterung, Jubel und bange Erwartung stritten sich um die Herrschaft in seiner Seele. Wie heiß hatte er die Zeit seines Debüts ersehnt; auf dem Theater sollte er ja seiner heißgeliebten Emilie begegnen. Und wie heftig fielen ihn nun bei der Erfüllung seines Wunsches Sorgen und Zweifel an.

Freilich wechselten damit auch süße, goldene Hoffnungen ab. Und so sammelte er denn mit kräftiger Willensanstrengung Mut und Thatkraft und traf die wenigen Vorbereitungen, die seine bevorstehende Abreise notwendig machte.

Es that ihm wehe, den armen Luciano allein zurücklassen zu müssen. Er empfahl den Knaben der Sorgfalt einer seiner Wohnungsnachbarinnen und bezahlte den Betrag für dessen Frühstück und Mittagessen einen ganzen Monat voraus.

Am Abende vor seiner Abreise schrieb Salviani einen langen Brief an Emilie. Von ihr hatte er bisher nur ein kurzes Schreiben erhalten, in welchem sie ihm den außerordentlichen Erfolg ihres Debüts in Neapel mitteilte und außerdem auch den ehrenden Engagementsantrag, der ihr von Rom aus für die Fastenzeit zugegangen war. Seitdem hatte ihn nur Garofolo durch wenige Zeilen über Emiliens Befinden benachrichtigt und ihr Stillschweigen mit übergroßer Beschäftigung entschuldigt.

Salviani teilte der Geliebten nun seine eigenen Aussichten, Hoffnungen und Befürchtungen und seine bevorstehende Abreise nach Codogno mit. Auch konnte er sich nicht enthalten, eine leise Mahnung an ihr Versprechen, daß sie ihm täglich schreiben würde, mit einfließen zu lassen.

Am nächsten Morgen gegen sechs Uhr kam Luciano, der ihn zur Post begleiten wollte. Die beiden nahmen noch rasch ein kleines Frühstück ein und verfügten sich hierauf nach dem Posthause. Sie kamen als die Ersten an, fanden indessen den ebenso großen als uralten Wagen schon mit vier mageren Pferden bespannt.

Bald darauf traf die Primadonna Baracchetti ein, eine dicke und schon bejahrte Frau mit einem Gesichte, welches sehr auf die „Täuschung der Schminke und der Lampen“ rechnen mußte, um noch für erträglich zu gelten. Es folgte ihr die noch dickere und bejahrtere und häßlichere Gesellschaftsdame, welche sie auf allen Reisen begleitete, obwohl sie eines mütterlichen Schutzes vielleicht nicht mehr bedurft hätte. Jede von den beiden Damen trug ein Hündchen im Arme. Sie bestiegen den Wagen und bemühten sich, eine möglichst malerische Stellung auf den Kissen einzunehmen, wobei besonders die Primadonna einige verstohlene Seitenblicke auf Salviani warf, der mit Luciano im Hofe hin- und wiederging.

Noch waren keine drei Minuten vergangen, als die Primadonna dem Kutscher zurief: „Nun und wann wird denn abgefahren? Boracchi sagte mir doch, daß er für unsere Gesellschaft einen eigenen Wagen gemietet habe?“

„Ja, aber man muß doch auch die anderen von der Kompagnie abwarten!“ brummte der Kutscher. „Bis jetzt ist außer Ihnen nur erst der Herr Tenorist da!“

„Ach — das also ist der Tenorist!“ flüsterte die Baracchetti ihrer Gesellschafterin zu. „Ein netter junger Mann, ein allerliebstes Gesicht!“

Laut fügte sie hinzu: „Ich bin es gewöhnt, mich erwarten zu lassen, nicht aber zu warten! Ich denke, Sie könnten den Herrn Tenoristen zum Einsteigen einladen und abfahren! Die anderen mögen sich eine andere Reisegelegenheit suchen, wenn sie zu spät kommen wollen!“

Der Kutscher zuckte die Achseln, regte sich aber nicht von seinem Platze.

Im gleichen Augenblick trat ein neuer Ankömmling in den Posthof, bis über die Nase in einen alten, schottischen Shawl gehüllt. Es war der Bassist. Auf seinem rechten Arme saß ein zahmer Papagei,

das einzige Ueberbleibsel von jener unseligen Kunstreise nach Amerika, die dem einst berühmten Sänger die Hälfte seiner Stimme und — seiner Zähne gekostet hatte. Der Skorbut war ja während der langen Seereise gleich einem erbitterten Feinde auf ihn eingedrungen.

Dann kam auch der Baritonist, eine hohe und hagere Gestalt, die durch einen Riesencylinder noch mehr in die Länge gezogen wurde.

Die beiden Sänger nahmen im Postwagen den Frauen gegenüber Platz.

„Kutscher, fahren Sie zu — oder ich steige ab und löse mein Engagement!“ schrie die Baracchetti.

„Ich warte auf den Herrn Impresario Boracchi, der mich bezahlt!“ erwiderte der Kutscher.

„Es fehlt außerdem noch die Mezzosopranistin Cornalbo!“ sagte der Baritonist.

„O die spielt sich immer auf die Berühmtheit hinaus, weil sie an der Skala einen — Riesenfiasko hat machen dürfen!“ sagte die Baracchetti bissig. „Alle sollen ihr unterthänig sein und auf sie warten. Genug, in Codogno werden wir ja sehen, ob ich ihr nicht den Rang ablaufe. Aha — da kommt sie ja endlich mit ihrem Manne — und — ja sehe ich denn recht? Der Impresario reicht ihr den Arm. Warte, Boracchi, das sollst Du mir büßen. Warte, ich will Dir's heimzahlen, indem ich an einem Sonntage, wenn das Theater am vollsten zu werden verspricht, plötzlich unpäßlich werde und nicht singen kann.“

Die letzten Worte hatte die Primadonna freilich nur leise in das kleine, dunkle Bärtchen hineingeflüstert, welches ihre Oberlippe zierte.

Sie öffnete die beiden Wagenfenster, da sie aus Erfahrung wußte, daß die Cornalbo den Zug fürchtete.

Dabei traf ihr Blick auf Salviani, der noch immer mit Luciano plauderte.

„He, Tenorist!“ rief sie ihm eifrig zu. „Kommen Sie rasch in den Wagen herein, sonst wird der Platz neben mir besetzt! Und es ist eigentlich Ihr Recht, an der Seite der Primadonna zu sitzen!“

Salviani wollte eben dieser Aufforderung gehorchen, als die Cornalbo ihm zuvorkam und sich an die Seite der Baracchetti setzte.

„Nein, das ist der Platz des Tenoristen, er ist nur für einen Augenblick ausgestiegen!“ sagte die Primadonna erbost.

„Und wo sollte ich dann Platz finden!“ rief die Cornalbo nicht minder spitzig. „Ich kann es auf dem Rücksitz nicht aushalten! Mir wird übel!“

„Ich trete Ihnen sehr gerne meinen Platz ab!“ sagte Salviani artig.

„Unmöglich — der Platz ist zu eng für drei Frauenzimmer!“ heulte die Baracchetti zitternd vor Wut. „Nicht wahr, Impresario, das Fräulein zweite Sängerin muß sich mit dem Rücksitz begnügen?“

„Ich bin eine Primadonna mezzo soprano, keine zweite Sängerin!“ schrie die Cornalbo entgegen.

Der Impresario mußte alle seine diplomatischen Künste in Anwendung bringen, um die beiden Sängerinnen zu beschwichtigen. Er versprach der Baracchetti heimlich einen Lorbeerkranz an ihrem Benefizabende und erst daraufhin machte sie der Cornalbo notdürftig Platz. Endlich konnte der Wagen abfahren. Die Cornalbo begann über den unerträglichen Zug zu klagen.

„Man muß ein Fenster schließen!“ entschied der Impresario gegen die Einwendungen der Primadonna, die mit dem Ersticken drohte. Ihr könntet euch sonst alle zusammen eine Erkältung holen.“

Der Baritonist erhob sich bereitwillig, um die Anordnung Boracchis zu vollziehen, da er sich dem Fenster zunächst befand. Dabei stieß sein Cylinder an die Decke des Wagens und fiel ihm vom Kopfe. Es zeigte sich, daß ihm der Hut als eine Art von Reisehandtasche gedient hatte, denn eine ganze Menge unentbehrlicher Kleinigkeiten regnete auf die erschrockenen Damen hinab, darunter auch mehrere Haarbürsten und Kämme und ein Tiegel wohlriechender Pomade.

„O, Sie führen ja einen ganzen Friseurladen bei sich!“ lachte die Cornalbo nach der ersten Ueberraschung auf.

„Das ist natürlich! Ich habe ja so viele Haare, daß ich sie beim Kämmen kaum bewältigen kann!“

Fast im gleichen Augenblicke, während der Baritonist seinen Cylinder wieder vollpackte, streckte der Papagei, der ein Asyl auf den Gepäckstellagen gefunden hatte, seinen Hals in die Länge und zupfte an den dunklen Locken des in seine Beschäftigung völlig vertieften Sängers.

Ein sonores Gelächter aller Anwesenden folgte dieser harmlosen Handlung des gezähmten Vogels. Denn eine solide, regelrechte Perrücke verschob sich plötzlich auf dem Haupte des Baritonisten und ließ eine große, hellleuchtende Glatze erblicken, die nur von einem dünnen und eisgrauen Haarkränzchen umsäumt wurde.

Der Baritonist schlug wütend nach dem Papagei. Der Bassist verteidigte seinen Liebling, die Damen nahmen Partei, um sich von neuem gegenseitig mit spitzigen Reden anzufallen, bis sich der Impresario wieder ins Mittel legte und Frieden stiftete.

Salviani fühlte sich zuerst belustigt, dann belästigt von diesem neuen, sonderbaren Gesellschaftskreise, in welchen er so plötzlich eingetreten war. Er mußte unwillkürlich an Elisa denken und an seine feine und fromme Mutter. Wie würden diese beiden sich entsetzt und beschämt abwenden, wenn sie ihn in solcher Umgebung erblicken könnten.

Gegen Mittag wurde in einem kleinen Gasthause, welches knapp an der Straße lag, ein kräftiges Frühstück eingenommen, bei welchem sich die beiden Sängerinnen durch die Aufführung weiterer Wortgefechte auszeichneten.

Die Primadonna beehrte Salviani auffallend mit ihrer Gunst, doch er schmiegte sich gleich einem scheuen Knaben an den Impresario. Und Boracchi flüsterte ihm gutmütig lächelnd zu: „Recht so, mein Junge. Halte Dich von diesem Völkchen ferne. Wenn Du nur erst Deine erste Probe in der Kunst abgelegt hast, dann will ich Dich schon ans Theater bringen, wo Du eine bessere Gesellschaft finden sollst!“

Gegen vier Uhr nachmittags langte die Post in Codogno an. Langsam fuhr der schwerfällige Wagen durch die Straßen der Provinzstadt. Die Einwohner mußten von dem Eintreffen der Operngesellschaft benachrichtigt worden sein, denn sie standen an den Thoren und gafften aus den Fenstern und eine Schar Kinder und Müßiggänger begleitete den Postwagen bis zum Gasthofe „zum Falken.“

Die Cornalbo hatte nun selber das zweite Fenster geöffnet und lächelte jedem Spaziergänger, jedem Bürger und Bauern freundlich zu — es galt ja, die Sympathie der Leute gleich durch das erste Erscheinen zu gewinnen. Auf der anderen Seite beugte sich die Baracchetti aus dem Wagen und verschwendete die süßesten Blicke ihrer kleinen, schwarzen Augen.

„Warum versteckst Du Dich, meine Junge?“ sagte Boracchi zu Salviani. „Auch auf den Tenoristen ist man sehr neugierig. Der Tenorist muß die Damen ins Theater ziehen, während die Primadonna den Magnet für die Herrenwelt bildet. Und wahrhaftig, Du hast Dich Deines Gesichtes nicht zu schämen, mein hübscher Ernesto!“

Aber Salviani zog sich nur um so tiefer in den Hintergrund des Wagens zurück. Es war ihm zu Mute, als ob er durch alle diese neugierigen Blicke Spießruten zu laufen hätte.

Erleichtert atmete er auf, als er sich endlich in einem bescheidenen Zimmerchen des Gasthofes „zum Falken“ einschließen durfte. Betäubt, entmutigt, beinahe weinend vor Scham und Ekel warf er sich auf das Bett. So groß hatte er sich das Opfer doch nicht gedacht, welches er dem Theaterleben an Manneswürde und Zartgefühl bringen mußte. Und auf diesem Boden wandelte seine geliebte, reine, fast noch kindliche Emilie.

Nur noch ein einziger Trost blieb seinem gequälten, gedemütigten Herzen. Boracchi hatte ihm auf den besseren Theatern auch bessere Gesellschaft versprochen. Alle die leuchtenden Sterne, die Größen der italienischen Kunstwelt, sie konnten doch nicht der Operngesellschaft von Codogno gleichen.

Er erhob sich bald darauf wieder ruhelos von seinem Lager und schrieb an Emilie. Seine Seele fühlte das Bedürfnis, sich im heiligen Gesundbrunnen der Liebe von den Bestrebungen des Tages reinzuwaschen.

(Fortsetzung folgt.)

Feindliche Mächte.

Historische Erzählung aus dem Schwedischen von E. v. Ende.

Dichte Nebel verhüllten noch düster und traurig die architektonische Pracht der uralten Türme von Gripsholm, die sich majestätisch in den Wellen des Mälar-Sees spiegelten, welche den mächtigen Park mit seinen herrlichen Bäumen, die Jahrhunderte an sich vorüberrollen sahen, in leisem Rauschen bespülten.

Die Ruhe der Landschaft, der Ernst des großartigen Gebäudes mit seinen düsteren Schloßhöfen, wie die Stille seiner prächtigen, aber öden Räume machte auf den Eintretenden einen wunderbaren, unbeschreiblichen Eindruck.

Doch nicht immer leer und vereinsamt waren die Prunkgemächer dieses schönen, wahrhaft königlichen Lustschlosses, das Gustav III. selbst im Winter oft auf mehrere Tage mit seinem Hofstaat besuchte, wo alsdann dieser geistreiche, lebensfrohe Monarch die Koryphäen der Kunst, wie die ausgezeichnetsten und begabtesten Persönlichkeiten damaliger Zeit gern um sich zu versammeln pflegte.

In Gedanken versunken, lehnte der greise Strombeck, Kastellan des Schlosses, an einem der hohen Bogenfenster und sein Blick vermochte in der beginnenden Morgendämmerung kaum die schneebelasteten Zweige der mächtigen Tannen zu unterscheiden, die in verschiedenen Gruppen von einem leisen Winde schwermütig hin und her bewegt wurden, als das Schellengeläut eines vierspännigen königlichen Schlittens, der vor dem Portal anhielt, ihn aus seinen Träumen weckte. Ehrfurchtsvoll empfing und begrüßte der treue Diener bereits auf der letzten Stufe der breiten Marmortreppe den

Grafen Armfelt, der so wie der Hofstallmeister, Baron von Essen, in weite Pelze gehüllt, von der schneidenden Kälte fast erstarrt, nebst seinem Begleiter dem munter flackernden Kaminfeuer zueilte, welches das Zimmer des Kastellans im Erdgeschoß angenehm erwärmte.

„Macht Euch gefaßt, Alter, auf einige geräuschvolle Tage," wandte Graf Armfelt sich freundlich an Strombeck, „und laßt in den Räumen des Schlosses alles so vollkommen in stand setzen, wie man es von Eurer Umsicht und Pünktlichkeit gewohnt ist. Seine Majestät der König will das Namensfest seiner durchlauchtigen Gemahlin durch eine Vorstellung auf hiesiger Bühne feiern, und da dies so mancher Vorkehrungen von Eurer Seite bedarf, so empfehle ich Euch ganz besondere Sorgfalt dafür zu tragen, daß es an keiner Bequemlichkeit für die vielen und hohen Gäste fehle."

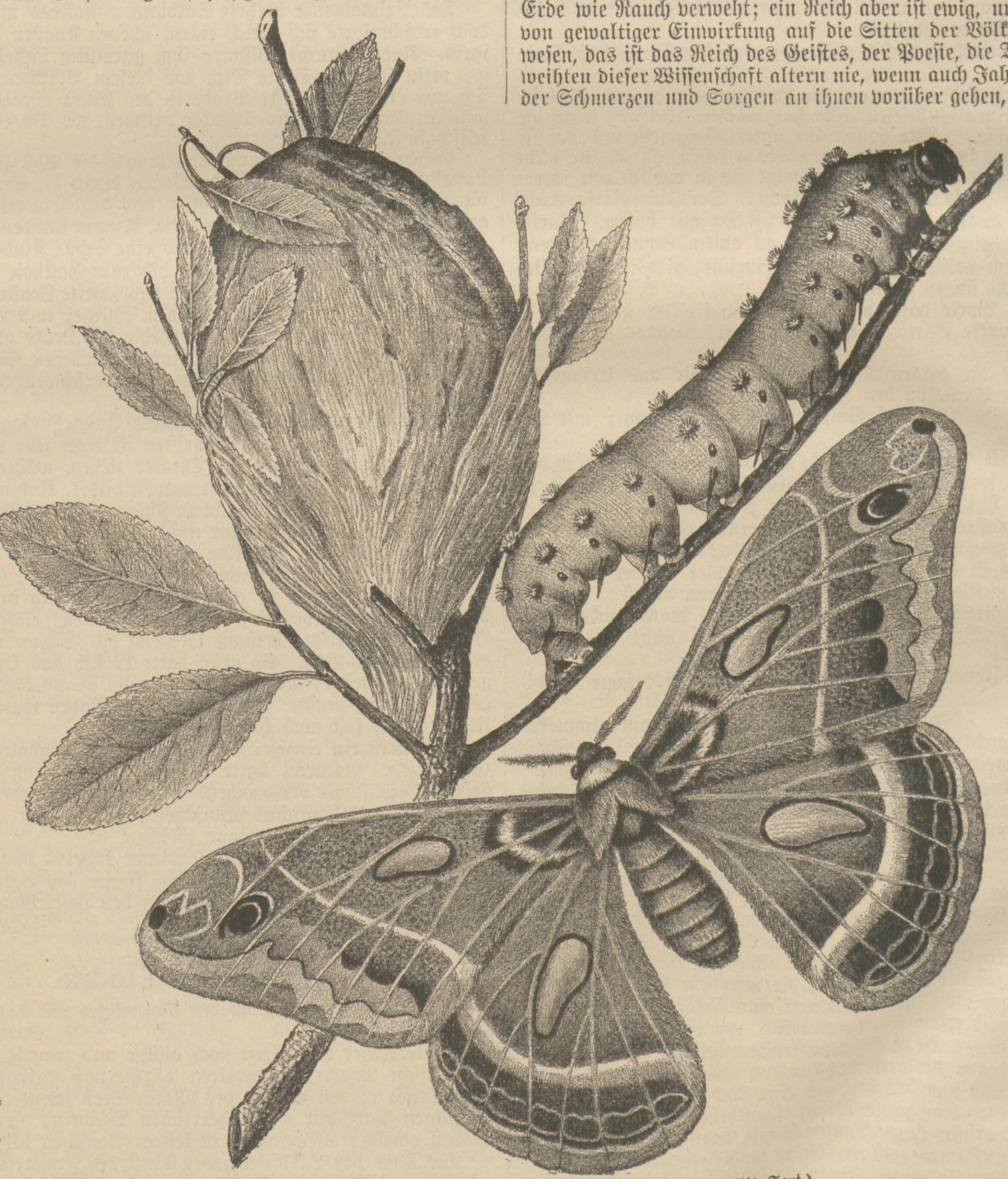
„Ich werde mich bestreben, dem Befehl des Herrn Grafen pünktlich nachzukommen," erwiederte, sich tief verneigend der greise Diener, der, das schwarze Sammetkäppchen in der Hand, an der Thür des Zimmers verweilte und jetzt durch einen Wink des Grafen entlassen wurde.

Nach langer Pause, in welcher der Blick des Baron Essen dem beweglichen Spiele der Flammen folgte, sprach er, düster vor sich hinstarrend: „Was sagen Sie, Graf Armfelt, zu den Stürmen, die gestern einmal wieder in der Ratsversammlung sich geltend machten? Und was überhaupt zu der Böswilligkeit der Stände und des Adels gegen den Monarchen?"

„Es geht klar daraus hervor," grollte der Graf, „daß beide dem Könige nicht wohlwollen und ihm nicht verzeihen können, daß er durch einen energischen Schritt, den sie Gewaltthat nennen, ihnen die Macht entrissen und das Joch ihrer Herrschaft sich abgeschüttelt hat."

„Der Ansicht bin ich auch," versetzte Baron Essen, „doch was mich mehr als alles andere beunruhigt, sind die geheimen, im Finstern schleichenden Intriguen des Herzogs Karl, der mit brennender Begierde nach dem Throne strebt und beständig dieses so ersehnte Ziel im Auge behält, müßte sein Weg dahin auch mit Verbrechen befleckt werden."

„Entsetzlich!" seufzte Graf Armfelt; „doch Sie sehen hier wohl ein wenig zu schwarz, denn undenkbar scheint es mir, daß der Herzog von Södermanland es wagen sollte, die Hand nach einer Krone auszustrecken, zu welcher, nach dem etwaigen Ableben des Vaters, dann Gustav Adolf ja ein unbestrittenes Recht hat."



Raupe, Puppe und Schmetterling des Cecropia-Spinners. (Mit Text.)

„Diese Thatsache ist allerdings nicht zu bestreiten," erwiderte Baron Essen, „aber hätte er nur erst die unumschränkte Gewalt, die ihm die Regentschaft verleiht, sich errungen, so ist leicht der Uebergang zum Besitz des Thrones gefunden, müßten auch kleine Hindernisse, wie es oft ein Menschenleben für gewisse Pläne ist, aus dem Wege geräumt werden."

„Das wolle Gott verhüten!" rief, von dieser düsteren Anschauung ergriffen, Graf Armfelt, „denn Schwedens Ruhm wie Schwedens geistiger Aufschwung würde mit Gustav III. zu Grabe getragen werden. Es mag sein," fuhr er bewegt fort, „daß alle Macht der Erde wie Rauch verweht; ein Reich aber ist ewig, unzerstörbar, ja, von gewaltiger Einwirkung auf die Sitten der Völker und Einzelwesen, das ist das Reich des Geistes, der Poesie, die Träger und Geweihten dieser Wissenschaft altern nie, wenn auch Jahre der Kämpfe, der Schmerzen und Sorgen an ihnen vorüber gehen, ihr Haar bleichen und der Jugend Rosen von ihren Wangen streifen, darum sucht der König so eifrig das Talent wie das Verdienst in seine Staaten zu ziehen und solche Geister um seine Person zu versammeln, in ihnen zugleich den bessern Menschen ahnend und auch verehrend."

„Es ist erklärbar," erwiderte Baron Essen, „daß eine mit Regierungssorgen schwer belastete Seele auch nach geistigem Genusse sich sehnt, daß er Zerstreuung und Erheiterung im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, in geselligen Freuden sucht, aber, mein lieber Graf, beleuchten wir einmal den wichtigen Umstand, daß der in zu großem Maßstab ausgedehnte Hang zur Pracht den König unerhörte Summen kostet und deshalb eine allgemeine Unzufriedenheit im ganzen Lande hervorruft, da jedermann weiß, daß infolge zu großer Ausgaben die Staatskassen leer sind. Ja ja, er hat eine ziemliche Anzahl unversöhnlicher Feinde, unser edler, so hoch begabter Monarch, und wir können uns leider nicht verhehlen, daß das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebt. Nur zu gut weiß ich," fügte der Herr von Essen hinzu, „wie bitter er von Horn, Ribbing und Pechlin gehaßt ist, und eine innere Stimme sagt mir, daß der Schlag, der, wie ich fürchte, über kurz oder lang unsern geliebten Herrn treffen wird, nur allein von jener Seite kommt."

„Sonderbar!" rief Graf Armfelt gedankenvoll aus, „daß sich alles vereint, um den Blick angsterfüllt von den Bildern abzuwenden, die unser geistiges Auge in den künftigen Tagen zu sehen fürchtet. Sie werden mir die Thorheit nicht zutrauen," fuhr er nach einer Pause fort, „daß ich irgendwie dem Aberglauben Raum gebe, jedoch auf wunderbare Weise beschäftigt mich ein Traum des Königs, den er

mir vor einiger Zeit mitteilte und der mit den trübsten Ahnungen meine Seele erfüllt. Des Königs Schlafgemach wurde urplötzlich erhellt und von Lichtglanz umflossen, sah er eine Erscheinung vor sich, die eine Zeit hindurch unbeweglich stand, dann aber die Worte sprach: „Nicht Dir, König Karl, noch Deinem Scepter droht Verderben, aber einstmals — wehe, wehe dem Hause Wasa!“ Kaum war das grause Wort verklungen, so war auch die Erscheinung verschwunden, das helle Licht erlosch und alles war wieder in tiefes Dunkel gehüllt.



Königin Maria von Ungarn mit ihrer Mutter Elisabeth am Grabe Ludwig des Großen (31. Dezember 1385). (Mit Text.)

Nach einem Gemälde von Professor A. von Liezenmayer. Original im Besitz des Grafen Karoly. Mit Genehmigung des „Landesverein für bildende Künste in Budapest.“

Ein sehr unruhiger Schlaf des Königs war die Folge davon." — Graf Armfelt schwieg.

Baron Essen, der lange regungslosen, finstern Auges vor sich hingestarrt hatte, erhob sich jetzt, und sichtbar von dem Mitgeteilten ergriffen, rief er lebhaft: „Wäre uns doch ein Blick in die geheimnisvolle Tiefe der Geisterwelt gestattet, eine Minute Allwissenheit nur verliehen, ob es der Macht derselben vergönnt sei, den Sterblichen die Geschicke ihrer künftigen Tage im voraus zu verkünden, und ob man überhaupt dem Glauben an das Bestehen einer solchen Macht Raum geben dürfe! So aber stehen wir vor dem verhüllten Isisbilde in stetem unbefriedigtem Forschen, glaubend und zweifelnd, und das brennende Verlangen unserer Seele nach Aufklärung, nach Wahrheit bleibt ungestillt."

„Ich bin nicht ganz Ihrer Ansicht, äußerte Graf Armfelt, „und preise die Vorsehung, die in ihrer Weisheit unserer Wißbegierde das entzieht, was dem sterblichen Auge erst später klar werden soll."

Nach der Wanduhr aufblickend, die soeben die elfte Stunde zeigte, ermahnte er jetzt zum Aufbruch, schellte dem Kastellan, erteilte ihm für die bevorstehende Festlichkeit noch einige Verhaltungsbefehle und bald darauf flog der Schlitten, mit vier mutigen Rossen bespannt, deren melodisches Geläut weithin über die glänzende Schneefläche tönte, der fernen Hauptstadt zu.

* * *

In einem kostbar ausgestatteten Zimmer des Schlosses saß in ziemlich später Morgenstunde Sophie Magdalene, Gemahlin Gustav III., und hörte aufmerksam der Oberhofmeisterin, Gräfin von Löwenjhelm zu, die soeben der Königin einen interessanten Artikel aus der französischen Zeitung vortrug. Vor beiden Damen stand ein runder Tisch von duftendem Cedernholz, dessen kunstreich gearbeiteter Fuß einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte, der in seinen Fängen einen Blitz hielt. Auf der Platte des Tisches befand sich ein Kaffee-Service von echtem chinesischem Porzellan, so fein und durchsichtig, daß man einen Brief durch denselben lesen konnte. Der aromatische Duft des Mokka stieg angenehm und stärkend aus der zierlich geformten Kanne und den gefüllten Tassen empor und erinnerte daran, mit dem Genuß desselben nicht länger zu zögern.

„Die Nachrichten aus Paris sind heute betrübender denn je," seufzte Sophie Magdalene, als die Gräfin Löwenjhelm, die Zeitung jetzt zusammenlegte, „und Gott allein weiß es, wie das Schicksal Frankreichs sich gestalten und was wohl aus den gräßlichen Zuständen des unglücklichen Reiches hervorgehen wird. Es hat mich traurig gestimmt," fuhr die Königin fort und ihr Auge, das die weiche tiefe Seele verriet, füllte eine Thräne des Schmerzes, „und mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft suche ich dem mir so oft wiederkehrenden Gedanken zu wehren, daß auch über Schweden sich einst ein Trauerflor breiten könnte, denn Ihnen, liebe Löwenjhelm, ist es ja kein Geheimnis, welche beklagenswerte Zerwürfnisse zwischen meinem Gemahl und den Ständen herrschen und ebenso wissen Sie, in welchem gespannten Verhältnis er mit seinem Bruder, dem Herzoge Karl, dessen stets gleiche Freundlichkeit für mich etwas Unheimliches hat, steht."

„Eure Majestät geben den Bildern der Gegenwart wie der Zukunft wohl eine allzudunkle Färbung," äußerte die Gräfin Löwenjhelm, „denn ohne Zweifel wird Seine Majestät der König in der Fülle seines so reich begabten Geistes sicher die Mittel zu einer glücklichen Lösung aller bestehenden Zerwürfnisse finden, und unglaublich scheint es mir, daß der Herzog von Södermanland die Liebe nicht aufrichtig erwidern sollte, die ihm sein königlicher Bruder so offen und innig entgegenträgt."

„So denken Sie mit Ihrem warmen Herzen," sprach Sophie Magdalene bewegt, „aber dem ist leider nicht so, und nur meiner Schwägerin, der Prinzeß Sophie Albertine, wie dem Herzoge Friedrich traue ich eine treue, aufrichtige Anhänglichkeit an meinen Gemahl zu, alle übrigen ausgenommen," setzte sie hinzu und reichte der Gräfin gnädig die Hand, „meinen es nicht redlich mit dem König, und diese Ahnung, die mir fast zur Gewißheit wird, erfüllt mich oft mit tiefer Traurigkeit. Machen Sie mich wieder heiter durch Ihre Unterhaltung," fuhr nach einer Pause Sophie Magdalene fort, indem ihr schönes, seelenvolles Auge erwartend auf den Zügen der Gräfin ruhte; „Sie wissen ja, wie gern ich Ihren Mitteilungen lausche."

„So will ich denn wagen," sagte die Gräfin, „der Gedankenreihe Eurer Majestät eine andere Richtung zu geben, indem ich der Neigung des jungen Grafen Platen zu der Tochter des Reichsrates Grafen Horn gedenke. Zwischen die Hoffnungen der Liebenden hat leider die Meinungsverschiedenheit der Väter für immer eine trennende Schranke gezogen, wenn Seine Majestät der König nicht so gnädig ist, seinen allerhöchsten Einfluß anzuwenden, um in dem kalten, unzugänglichen Herzen des Grafen Horn eine Sinnesänderung zu bewirken."

„Ich fürchte, meine liebe Gräfin," erwiderte teilnehmend Sophie Magdalene, „daß hier große Schwierigkeiten zu überwinden sind, da der Reichsrat sich als entschiedener Feind meines Gemahls hinstellt und aus diesem Grunde wohl der Tochter seine Einwilligung zur Vermählung mit dem jungen Grafen Platen versagt, dessen Vater er wegen dessen Ergebenheit für den König bitter haßt. Doch ich will versuchen, meinen Gemahl zu einer Vermittelung zu bewegen, da ich mich ganz besonders für das junge Paar interessiere."

Die Gräfin freundlich entlassend, erhob sich jetzt die Königin und begab sich in ihr Ankleidezimmer, dessen Einblick uns eine Pracht in so edlem, geschmackvollen Stile zeigt, daß wir uns veranlaßt fühlen, dem Leser ein leicht hingeworfenes Bild davon zu geben. Die Tapeten, Fenstervorhänge und Divans bestanden aus grauseidenem goldgeblümtem Damast, mit goldenen Franzen geziert. Ein türkischer Teppich, der den Fußboden bedeckte, dämpfte den Schall der Schritte und ließ in der künstlerischen Zusamenstellung, wie in der Frische seiner Farben den üppigen Geschmack des Orients erkennen; das reizvollste aber, was hier das Auge gefesselt hielt, war unstreitig ein Fußgestell von Alabaster, das zwei Liebesgötter von gediegenem Golde trug: sie wandten die Gesichter einander zu und zwischen ihren mit Rubinen und Saphiren bestreuten Flügeln trugen sie Köcher und Pfeile, deren Spitzen, sowie auch das Band, an welchem die Geschosse hingen, von Diamanten glänzten. Beide Amoretten hielten in den beiden Händen einen kostbaren Toilettenspiegel, der die holden Züge Sophie Magdalenes auffaßte und wieder zurückstrahlte, und keinen zweiten Ort gab es wohl in der Welt, der einen so heiteren Frieden atmete, mit so geschmackvoller Pracht ausgestattet war, als dieses reizende Gemach, in dessen verschwiegenem Raume eine Frau waltete, die durch den Zauber ihrer Persönlichkeit alle Herzen unwiderstehlich zu fesseln wußte.

* * *

In goldenen Strahlen leuchtete die Sonne am blauen, unbewölkten Firmamente und warf tanzende Lichter auf die Silberfläche des gefrorenen Hafens. Die weiße Decke des Schnees breitete sich blendend über die weite Flur, die Bäume, deren starre Aeste sich unter ihrer Last fast zur Erde senkten, schüttelten in dichten Wolken den Schnee herab, sobald ein Windstoß sie bewegte, und hohe dunkle Tannen, die wie ernste Gedanken, den Cypressen gleich, still und unbeweglich die Vergänglichkeit aller irdischen Größe zu betrauern schienen, erhoben hin und wieder in einzelnen Gruppen ihre majestätischen Häupter.

Schon in weiter Ferne vernahm man das melodische Schellengeläut eines langen Zuges prächtiger Schlitten, der, von der Hauptstadt kommend, dem schönen Haga zueilte, das, selbst im winterlichen Schmucke reizend, die Schöpfung und einer der Lieblingsaufenthalte Gustavs III. war. Das überraschte Auge wußte kaum, ob es den glänzenden Schlitten, den kostbaren Decken oder den von der edelsten Rasse abstammenden Pferden mit ihrem prachtvollen Zaumzeuge den Vorzug geben sollte, und es mochte wohl dies alles zusammen sein, was der heutigen Fahrt des Hofes einen besonderen Glanz verlieh. Den Zug eröffnete der Schlitten des Grafen Munk mit dem Hoffräulein de la Gardie, ihm folgte der des Königs, an seiner Seite die Gemahlin seines Bruders, des Herzogs von Södermanland. Dieser lenkte dagegen den Schlitten der Königin, und dem des Herzogs Friedrich von Oestergothland mit seiner Schwester, der liebenswürdigen Prinzeß Sophie Albertine, folgten im raschen Fluge die übrigen Herren und Damen des Hofes.

Der gewandten weiblichen Diplomatie der gütigen, von zartem Erbarmen erfüllten Gräfin Löwenjhelm war es gelungen, dem Kammerherrn des Königs, dem jungen Grafen Platen, zu dem heiß ersehnten Glücke zu verhelfen, den Schlitten der Gräfin Horn zu führen, und was die Liebe Tiefes und Holdes hat, ward hier im süßen Bewußtsein, daß kein unberufener Lauscher nahe, warm und innig der schönen Ebba ausgesprochen, deren Herz eine Neigung erwiderte, die, obgleich von ihren Eltern gemißbilligt, dennoch so ganz ihre sanfte Seele erfüllte. Der Zauber der Liebe, dessen berauschende Macht der Vergangenheit wie der Zukunft ferne Tage vor dem geistigen Auge verschwinden läßt, verklärt nur mit seinem himmlischen Glanz der Gegenwart selige Stunden, und so schwand den Liebenden in dem engen Raume, der sie auf flüchtige Minuten umschloß, die Welt mit ihren Leiden, ihren Thränen. Die seltenen, glücklichen Augenblicke genießend, gedachten sie weder des Hasses ihrer Väter noch der geringen Hoffnung, sich jemals angehören zu können. Nach einer Fahrt, die im Fluge zurückgelegt ward, erreichte man Haga, dieses kleine, wahrhaft reizende Asyl, das der schöpferische Geist Gustavs aus seiner Unbedeutsamkeit zu einem der lieblichsten und anmutigsten Lustschlösser erhoben hatte. Hier erwarteten die glänzende Versammlung die ausgesuchtesten Erfrischungen aller Art, und der König, in der Fülle seines feurigen Geistes heute von Witz und froher Laune übersprudelnd, kümmerte sich wenig um die finstern, dämonischen Blicke des Grafen Horn und des Generals Pechlin, die, in eine Fensternische zurückgezogen, leise und eifrig miteinander flüsterten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenbesuch.

Frei nach dem Französischen.

Man könnte ein Buch schreiben über die seltsamen Einbildungen Irrsinniger und über die Zähigkeit und Schlauheit, mit welcher sie die Ideen und Phantasien ihres gestörten Geistes ausführen" — heißt es im Tagebuche eines Pariser Arztes. — „Hier nur ein Beispiel: Wenige Tage nachdem ich mich in Paris als Arzt niedergelassen hatte, eben als ich im Begriff stand, mein Logis zu verlassen und mich zum Abendessen nach einem Restaurant zu begeben, wurde heftig bei mir geschellt und unmittelbar darauf meldete mir mein Diener einen Mann, der mich zu sprechen wünsche. Ich trat in das Sprechzimmer und fand dort den Fremden am Kamin stehen. Es war eine hohe, kräftige Gestalt mit mächtigem schwarzem Bart.

„Falls Sie Zeit haben, Herr Doktor," — sagte er, — „bitte ich Sie, mich zu begleiten . . . nur einige Häuser weit."

Ich griff nach Hut und Stock und folgte ihm. Es war das erste Mal, daß man mich in Paris in meiner Eigenschaft als Arzt holen ließ. Der Mann ging schnellen Schrittes voraus, so daß ich ihm kaum folgen konnte und beantwortete keine meiner Fragen. In einer Hauptstraße trat er in ein elegantes Haus, stieg eine Etage hinauf, öffnete mit einem Schlüssel die Saalthür und führte mich in ein mit Bildern geschmücktes, behagliches Zimmer, in welchem Bücherregale mit den verschiedensten Werken angefüllt standen.

„Setzen Sie sich an den Kamin, es ist eisig kalt, Herr Doktor," sagte mein Führer, „ich komme sogleich zurück."

Ich that, wozu er mich aufgefordert, und hörte, wie er sich hinter meinem Rücken der Thüre näherte, ohne mich umzusehen. Plötzlich fühlte ich, wie mir mit großer Schnelligkeit die Hände gebunden wurden und ein Tuch über den Mund geworfen, ohne daß ich es verhindern konnte. Nachdem das geschehen, trat mein Begleiter vor mich hin und beobachtete aufmerksam meine Versuche, mich zu befreien.

„Nicht wahr, der Strick ist fest?" fragte er. — „Jetzt aber verhalten sie sich ruhig und vernehmen Sie, was ich von Ihnen begehre."

Er nahm aus einem Eckschranke des Zimmers ein langes Messer und prüfte Spitze und Schneide desselben, während er ganz freundlich mit mir redete.

„Seit Jahren," — hub er an, — „habe ich die Kunst des Erratens studiert, und errate jetzt alles. Der Stuhl, auf dem Sie sitzen, ist mein Erratestuhl. Ganz gerne teile ich auch anderen meine Wissenschaft mit. Jetzt hören Sie aber, was ich von Ihnen will. Ich wollte es Ihnen zwar erst erraten lassen; es ist mir aber etwas Besseres eingefallen."

Sein Messer schien ihm spitzig genug zu sein, und im Zimmer auf und nieder gehend, erzählte er mir von dem Zustande der Welt, wobei er häufig die Kunst des Erratens einflocht und dann immer stehen blieb.

„Haben Sie diese Kunst jemals studiert, Doktor?" fragte er. — „Nein, nein! Ich weiß ja, daß ich der einzige bin, der sie zu einer Wissenschaft erhoben hat. Seit ich meine edlen Veteranen verlassen, habe ich mich ganz dieser Kunst gewidmet, und jetzt will ich Sie in ihre Geheimnisse einweihen, wenn Sie dessen würdig sind."

Ruhig stand er vor mir da, und ich fürchtete nicht, daß er mir etwas zu leide zu thun beabsichtige; als ich ihm jedoch in die Augen blickte und darin das krankhafte, unheimliche Feuer gewahrte, da erkannte ich nur zu gut, daß ich mich in einer äußerst verzweifelten Situation befand.

„Ich muß Sie auf die Probe stellen!" begann er wieder. „Bevor ich viel Zeit an Sie verschwende, muß ich prüfen, ob Sie von Natur begabt sind oder nicht. Wollen Sie meine Frage beantworten?"

Ich nickte bejahend. Darauf löste er das Tuch von meinem Munde.

„Nun, mein bester Doktor," sagte er jetzt, — „Sie sind ein mir völlig Fremder. Sie dagegen werden von mir schon häufig gehört haben. Demnach wird es eine schwierige Aufgabe sein, meinen Namen von denen der vielen anderen jetzt lebenden großen Männer zu unterscheiden. Sie sollen ihn erraten, Doktor! Wer bin ich?"

Er hatte mir sein Gesicht so nahe gebracht, daß ich seinen heißen Atem fühlte. Die scharfe Messerklinge hielt er über mich.

„Raten Sie!" rief er. — „Sobald Sie sich irren, haben Sie Ihr letztes Wort auf dieser Welt gesprochen!"

Ich befand mich in einer entsetzlichen Situation: Das blinkende Messer vor mir, wagte ich nicht, um Hilfe zu rufen. Fliehen konnte ich auch nicht, denn ich war an den Stuhl gebunden. Was sollte ich thun?

„Es ist ein schweres Rätsel!" — sagte er. — „Ich gewähre Ihnen drei Minuten zur Lösung."

Ich raffte meine ganze Geistesgegenwart zusammen, schaute ihm fest ins Auge und erwiderte: „Ich kenne Sie recht wohl, mein Herr! Wozu mich also raten lassen? Ich habe Sie auf dem Schlachtfelde gesehen, wie Sie Ihre Heere zum Siege geführt haben. Ich sah, wie Sie mit eigener Hand so manchen Feind unschädlich machten und wie Sie ein ganzes Regiment in die Flucht schlugen. Ich kenne Sie, wie jedermann Sie kennt, und habe Ihren Namen auf der Zunge."

Ich erinnerte mich, daß er davon gesprochen, wie er seine Veteranen angeführt habe, und hatte versucht, ihn durch meine Worte von seiner Idee abzuleiten.

„Ja, ja, Doktor!" — versetzte er. — „Aber wer bin ich? Wie ist mein Name? . . . Noch dreißig Sekunden!"

Er hob sein Messer höher und hielt die Hand zum Stich bereit, während es mich wie Todesschauer eiskalt durchlief.

„Noch zehn Sekunden!" — mahnte er. — „Wer bin ich?"

Jetzt blieb mir nichts übrig, als auf das Geratewohl zu raten. Daß er an Größenwahn litt, stand fest. Viele Namen unserer Helden schwebten mir auf den Lippen. Mein Leben hing vom Erraten des Namens ab. Da platzte ich in meiner Todesangst endlich heraus: „Kaiser Napoleon!"

„Richtig!" bestätigte der Irre, warf sein Messer weit weg und befreite mich von dem Stricke. „Sie haben wirklich Talent, Doktor. Ich irrte mich in Ihnen! Das war Ihre erste Lektion! Kommen Sie fortan jeden Abend um diese Stunde zu mir, und ich will Ihnen die schöne Kunst erklären und den Weg zur Unsterblichkeit weisen!"

Als ich mich aber bebend vom Stuhle aufrichtete, wurde leise die Thüre geöffnet, und herein traten vier kräftige Männer, die sich sogleich des Wahnsinnigen bemächtigten.

Ich eilte nach Hause von meinem Patienten, froh, keine zweite Lektion im Raten bei ihm zu erhalten. Hoffentlich werde ich zu keinem solchen Kranken wieder gerufen.

E. König.



Der Natursänger. „Singe, wem Gesang gegeben," heißt ein altes Sprichwort; demzufolge entschloß sich auch der Bäckermeister Mehlicht, der Liedertafel seines Heimatortes beizutreten. Er kennt zwar weder Noten, noch eine Takteinteilung, das hindert ihn aber trotzdem nicht, in Kreuzers Kapelle das Tenorsolo: „Ich bin allein auf weiter Flur" mit besonderer Vorliebe zu singen. Mehlicht ist Natursänger, er fehlt bei keinem Gesangsfeste und seine deutsche Sangesbrust schmücken eine Anzahl Sängerzeichen. Als Natursänger ist er der Schrecken aller Chormeister, weil er mit rührender Konsequenz immer zu früh einsetzt. Dafür wird er auch niemals heiser und ist selbst nach Mitternacht zu jeder musikalischen Schandthat zu haben. Er kennt die ganze „Regensburger" auswendig und steht als erster Tenor an der Spitze eines Soloquartettes, das im Sommer in der „heiligen Stille der Wälder residiert" und im Winter alle Wirtshäuser unsicher macht. „Also aufgepaßt meine Herren: Eins — zwei — drei —: „Gesang verschönt das Leben — Gesang erfreut das Herz —" St.

Ueber die Zucht fremdländischer Seidenspinner. Nicht nur Asien, sondern auch Afrika und Amerika haben ihre Seidenspinner, unter welchen einer der schönsten der aus dem letztgenannten Lande stammende und aus Pennsylvanien bei uns eingeführte Cecropiaspinner ist. Die vom Michigansee importierten Cocons dieser Art sind die größten, welche es überhaupt giebt. Nach längeren Bemühungen gelang es, diesen prächtigen Spinner auch bei uns erfolgreich züchten zu können, und die nachstehenden Zeilen sind dazu bestimmt, die bei der Zucht mit dieser Art gemachten Beobachtungen und Erfahrungen dem geneigten Leser mitzuteilen. Anfangs Juni legt ein Weibchen in einem Zeitraum von drei bis sechs Tagen ca. 100 Stück semmelfarbene, oben und unten etwas plattgedrückte Eier von der Größe eines Schrotkorns Nr. 8, welche ungefähr ein Gesamtgewicht von 0,5 Gramm ergeben. Aus diesen Eiern schlüpfen nach etwa drei Wochen die ersten Räupchen aus, welche nach fünf Wochen die fünfte und letzte Häutung überstanden haben und nach weiteren vierzehn Tagen mit dem Verspinnen beginnen. Das ganze Raupenleben dauert somit etwa zehn Wochen. Die meisten Raupen schlüpfen in den Morgenstunden aus, sind vier Millimeter lang, schwarz und dicht mit kleinen Dornen besetzt, welches Kleid sich während ihres Lebens allerdings wesentlich ändert, denn bald schon erscheint die Raupe gelb, mit zwei Reihen roter Wärzchen, zuletzt apfelgrün, am Rücken mit zwei Reihen gelber, an den Toraxringen aber mit vier rubinroten Knopfwarzen besetzt, wo sie dann die Gestalt und Größe, wie sie die Abbildung zeigt, erlangt hat. Die Raupen sind nicht, wie so viele andere ihresgleichen, in der Jugend unruhig und wanderlustig, sie sitzen vielmehr zu drei und vier Stück ruhig an der Rückseite der Blätter ihrer Futterpflanze beisammen und geben daher keine Veranlassung zu der bei anderen Zuchten so häufigen Klage über Verluste durch das Verlaufen junger Raupen. Unter der Menge der für die Cecropia als geeignet bezeichneten Futterpflanzen, als da sind: das Laub von Kirschen, Aepfeln, Birnen, Marillen, Stachel- und Johannisbeeren, Erlen, Eschen, des Götterbaumes und der Schlehe, wird die letztgenannte Pflanze als das beste Futter für die genannte Raupenart befunden. Bei reichlichem, stets frischem Futter wächst die Raupe ziemlich rasch, und da sie unser Klima vollkommen verträgt, ist ihre Zucht eben keine allzu schwere. — Der aus starken Fäden fest gewebte Cocon ist mit einer zweiten, etwas loser gefertigten Hülle umgeben, wodurch der Cocon des weiblichen Falters die Größe und Gestalt, wie sie die Abbildung zeigt, erhält, wogegen jener des Männchens etwas kleiner ist. Die Seide ist erheblich stärker als jene des gemeinen Seidenspinners (Bombyx Mori) und zu Anfang des Abspinnens eines Cocons rein weiß. In ihrem Vaterlande steht sie jedoch im Werte hinter der des dort gleichfalls heimischen Telea Polyphemus zurück. Die aus der Zucht erhaltenen Cocons überwintert man in der Weise, daß dieselben insgesammt mittelst Nägeln an einem Brett befestigt und dieses unter einem Dachvorsprung aufgehängt wird, wo es den ganzen Winter über verbleibt; sie vertragen eine Temperatur bis 20° C. unter Null, denn Versuche, die in dieser Weise gemacht wurden, ergaben, daß, wie man sie im April in das Puppenhaus brachte, sie noch alle lebten und schon

im Mai die herrlichsten Falter ausschlüpften, wie solche die nach der Natur aufgenommene Zeichnung zeigt. Die Grundfarbe der Flügel dieses Spinners ist braungrau, die graugesäumten Flecken an den Wurzeln der Oberflügel sind rotbraun, die vier auf den Flügeln sichtbaren fleischroten, lichter verlaufenden Augenflecke sind schwarz gesäumt, wogegen das die sämtlichen Flügel durchziehende weiße Band rotbraun gesäumt erscheint. Die Wellenlinien, sowie die an den Spitzen der Oberflügel sichtbaren Augenflecken sind von schwarzer Farbe. Das die Unterflügel umsäumende breite Band mit seinen lichten, gerandeten Flecken ist dunkelbraun. Der weiß gebänderte Leib, sowie die Beine des Falters sind von rotbrauner Farbe und in dieser Farbe stark sammetartig behaart. — Die Paarung der Schmetterlinge erfolgt am leichtesten, wenn man von jedem Geschlechte ein Stück in einen etwa 30 Centimeter im Geviert habenden, aus Latten zusammengefügten und mit Gaze überzogenen Kasten bringt, in welchem man den Zweig eines Schlehenstrauches so befestigt, daß das Weibchen nach erfolgter Befruchtung seine Eier gleich an demselben ablegen kann, was insofern von hohem Wert ist, als die von der Mutter an den Zweigen festgeleimten Eier den kleinen Raupen das Ausschlüpfen sehr erleichtern.

Königin Maria von Ungarn mit ihrer Mutter Elisabeth am Grabe Ludwig des Großen (31. Dezember 1385). König Ludwig der Große, welcher Ungarn und Polen unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, war 1382 mit Hinterlassung zweier Töchter, Maria und Hedwig, gestorben, von denen die erstere mit Sigmund von Böhmen, dem nachherigen deutschen Kaiser, verlobt, die andere aber noch ledig war. Ein als gültig anerkanntes Gesetz über die Nachfolge war weder in Ungarn noch in Polen vorhanden, und nach einer von Ludwig kurz vor seinem Tode mit einigen Magnaten beider Reiche getroffenen Verabredung sollten die beiden Kronen an Ludwigs ältere Tochter Maria übergehen und seine Witwe, Elisabeth, in der ersten Zeit die Regentschaft führen. Die Polen aber verlangten die jüngere Tochter Hedwig, und waren durchaus nicht zur Annahme der Maria zu bewegen, weil sie keine Königin wollten, die nicht neben ihrem Gemahle beständig im Reiche bliebe. Hedwig mußte deshalb wider ihren Willen dem rohen und häßlichen Großfürsten Jagiel oder Jagello von Litthauen ihre Hand reichen. In Ungarn wurde Ludwig des Großen Verfügung anfangs befolgt, Maria als Königin oder vielmehr nach ungarischer Sitte als König ausgerufen, Sigmund, ihr Verlobter, mit dem Titel eines Reichsbeschützers geschmückt und Elisabeth als Regentin anerkannt. Die letztere war ohne Charakter oder Grundsätze, Sigmund bei den Ungarn unbeliebt, und der Palatin des Reiches, welcher alle Geschäfte hätte leiten sollen, Nikolaus von Gara, hatte, weil er als Emporkömmling betrachtet wurde, eine mächtige Partei gegen sich. Unter diesen für seinen Ehrgeiz günstigen Umständen kam Karl der Kleine, ein Neffe Karl von Durazzo, welcher als der nächste männliche Verwandte Ludwigs des Großen und wegen einer früheren Verfügung desselben einen Anspruch an die ungarische Krone hatte, in Dalmatien an, nachdem er ein ganzes Vierteljahr lang alles gehörig vorbereitet hatte, begab er sich nach Ofen. Elisabeth und Maria suchten ihn, er sie zu überlisten. Jene reisten ihm daher entgegen. Sie zogen mit ihm feierlich in die Stadt ein; er gab ihnen aber schon gleich anfangs seinen Sinn dadurch zu erkennen, daß er nicht im königlichen Schlosse einkehrte. Gleich am folgenden Tage ließ er sich von seinen Anhängern zum Gubernator des Reiches ausrufen und nahm dann als solcher, nicht als Gast der Königin, seine Wohnung im Schlosse, das er von seinen italienischen und kroatischen Truppen besetzen ließ. Von diesem Augenblick an waren Elisabeth und Maria gewissermaßen seine Gefangenen. Er suchte Maria zur Entsagung zu bewegen; als diese sich aber hartnäckig weigerte, schrieb er einen Reichstag aus, auf welchem ihn dann seine Partei — am 31. Dezember 1385 — zum König ausrufen ließ. (Siehe Bild). Gewalthätigkeit übte Karl gegen die beiden Damen nicht, er ließ sie vielmehr im Schlosse wohnen und ihren Hofstaat, ja sogar die Wachen ihrer Getreuen behalten. Darauf gründete Elisabeth und ihr Günstling, Nikolaus von Gara, einen Mordplan, den dieser auch ausführte. Karl wurde arglistig in die Wohnung der beiden Frauen gelockt und von Gara mit einem Schwertstreiche getötet. St.



Sonntagsjäger: „Letzten Sonntag da hab' ich einen Spaß erlebt: wie ich so gemütlich dahergeh', seh' ich 'n Mordskerl von 'nem Hasen im Feld sitzen; ich leg' mein Gewehr an — ich schieß' einmal, ich schieß' noch einmal — herrjeses, hätt'st Du aber seh'n sollen, wie das Vieh — gelaufen ist."

Allerlei.

Trost. Dame: „Daß der Herr rote Haare hat, gefällt mir nicht recht!" — Heiratsvermittler: „Beruhigen Sie sich, viele hat er ja nicht mehr!"

Ein nützliches Buch. Junger Dichter: „Sie haben den kleinen Band Gedichte, den ich mir erlaubte, Ihnen zu senden, wohl empfangen?" — Dame: „Ja, allerdings, sie sind reizend; wo habe ich ihn doch gleich hingelegt?" — Kleiner Karl: „Unter den Tisch, Mama, damit er nicht so wackelt!"

Aerztliches Honorar. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen geriet, als der Kronprinz an den Blattern erkrankte, in große Besorgnis. Der Hofmedikus Ellert beruhigte ihn jedoch, und der sparsame König befahl, daß zum Zeichen seiner Dankbarkeit dem Arzte, so oft er nach dem königlichen Schlosse kam, zwei Flaschen Duckſteiner Bier und eine Mahlzeit, die aber nicht über sechs Groschen kosten dürfe, unentgeltlich verabreicht werde. K.

Kaiser Alexander I. und der Kutscher. Der Kaiser, welcher sich gewöhnlich sehr einfach kleidete, machte eines Tages, in einen grauen Offiziersmantel gehüllt, allein einen Spaziergang in den Straßen St. Petersburgs, als es heftig zu regnen begann; er setzte sich in ein Mietsfuhrwerk und ließ sich nach dem Winterpalast fahren. Die Schildwache vor dem Senatsgebäude, bei welcher er vorüberfuhr, erkannte den Kaiser dennoch, trotz der unscheinbaren Kleidung, und rief die Mannschaft ins Gewehr. Der Kutscher sah sich nach allen Seiten um und fragte endlich: „Wo reitet er denn?" — „Wer?" fragte Alexander. — „I nun, der Kaiser!" — „Gieb nur acht, Du wirst ihn bald sehen," erwiderte der Monarch. Beim Winterpalast angelangt, stieg er aus, und da er vergeblich nach Geld in seinen Taschen suchte, befahl er dem Kutscher, zu halten, bis er ihm seinen Lohn herabsenden werde. — „Oho," sagte jedoch der Kutscher, der schon üble Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht zu haben schien, „so geht es nicht; wenn Ihr kein Geld habt, so laßt nur so lange Euren Mantel hier." — Alexander that es, trat in seinen Palast und schickte gleich darauf einen Bedienten mit 25 Rubeln hinunter, um dafür von dem Kutscher den Mantel einzulösen und ihm zu sagen, daß er den Kaiser selbst gefahren hätte. — „Hm," sprach der biedere Rosselenker, „wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ihn ohne Pfand fortgelassen haben, der Kaiser ist ein ehrlicher Mann." N.

Merkwürdiger Armeebefehl. Er ist von Suwarow (1799) an den General-Quartiermeister Chasteler, und lautet wie folgt: „Man muß angreifen! Blankes Gewehr, Bajonnet, Säbel! — Keinen Augenblick verlieren! Alles zu Boden werfen! Alles nehmen! Alles auf der Ferse verfolgen, bis auf den letzten Mann. — Schäferstunde. — Angriff! Nur nichts Kleinliches! — Fort mit der Pedanterie! — He Chasteler! So viel Treffen als das Terrain verlangt! Ihre Einteilung ist vortrefflich! — Gott behüte sie!" St.

Gemeinnütziges

Stachelbeerstecklinge. In den Monaten August und September kann man Stecklinge von Stachelbeeren machen; dieselben werden 15 bis 18 Centimeter lang geschnitten, abgeblattet, so daß nur ein Teil des Stieles bleibt, und in gut zu gießende Reihen gestellt. (Allgem. prakt. Mitteilungen über Hauswirtschaft.)

Zur Gewinnung von Gurkensamen läßt man die schönsten Gurken vom zweiten Absatz an den Stöcken, legt sie auf Ziegelstücke und nimmt sie ab, wenn sie gelb werden. Dann läßt man sie an einem trockenen, luftigen Orte zum Nachreifen liegen, nimmt hierauf das Mark sammt den Kernen heraus, thut dasselbe in eine Schüssel und reinigt die Kerne nach vier bis sechs Tagen durch Waschen in einem Siebe. Die guten Kerne fallen im Wasser zu Boden; diese trocknet man schnell an der Sonne ab, reibt die aneinander klebenden auseinander und bewahrt sie auf. (Landwirtschaftliche Zeitung.)

Edelweiß im Zimmer. Edelweiß, welches man im Zimmer selbst ziehen will, kann zu jeder Zeit ausgesät werden. Kleine, nicht zu tiefe Kästchen, deren Böden mit kleinen Abzugslöchern versehen sind, eignen sich am besten zur Aussaat. Die Kästen füllt man mit guter Blumenerde, welche aus einer Mischung von kleinen Lehmteilen, geschlagenem Kalkmörtel und wenig Flußsand besteht. Der Same darf nicht zu tief eingelegt werden nnd muß auch stets etwas feucht gehalten werden. Ist die Keimperiode günstig, so erscheinen die jungen Pflanzenkeime schon innerhalb 14 Tagen bis 3 Wochen. Sind weitere 5 bis 6 Wochen verflossen, so können die kleinen Pflanzen in Töpfe gesetzt werden, welche mit einer Erdmischung ähnlich der beschriebenen angefüllt sind. Zu bemerken bleibt, daß die umgesetzten Edelweißpflanzen der Sonne nicht ausgesetzt sein müssen und gerne eine feuchtwarme Temperatur ertragen.

Homonym mit Logogriph.

An grünenden Hecken
Ist's leicht zu entdecken;
Mit lieblichem Flor
Rankt's dort sich empor.

Wo Bauten entstehen,
Ist's gleichfalls zu sehen;
Bis zum obersten Knauf
Hebt's Lasten hinauf.

Beliebt's, von den Zeichen
Das letzte zu streichen,
So heult's, oft zum Graus,
Um den Hof und das Haus.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in vor. Nummer: Seine, Seide, Seife.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.